

Der Letzte vom Regiment Gensdarmes.

Historischer Roman von Caesar Magnus.

(4. Fortsetzung.)

Mechanisch trieb es ihn vorwärts über die Brücke nach dem Schloß zu. Vor dem Portal, nach dem Lustgarten zu, stand ein riesiger Grenadier auf Wachen. Er hielt das Gewehr mit dem langen Bajonett bei Fuß und sah den kleinen, schmächtigen Burtschen aufmerksam an.

„Gut! Zurück! Hier geht man nicht durch!“ sagte er kurz und barsch, als Weitel versuchte, sich dem Portal zu nähern.

Weitel prallte erschrocken zurück vor der harten Belohnung der wenigen Worte. Er verstand ihre Bedeutung im einzelnen nicht, aber der Sinn konnte nicht zweifelhaft sein.

Er entfernte sich einige Schritte und begann nun, im Schatten und das Portal herumzulungern wie ein hungriger Schakal, indem er zitternd vor Erregung dem Klara der Turmschreien lauschte, die das langsam vorwärts des Abends einträglich markierten.

Jedesmal, wenn ein Offizier oder ein Hofbedienter durch das Portal kam oder ging, nahm er einen Anlauf, vorzutreten und ihn anzureden. Und jedesmal setzte ihm im letzten Moment das Herz zuckt, und seine Hand ruhte wieder in den Schatten zurück.

Da schlug es neun Uhr. „Es wird schon zu spät“, murmelte Weitel vor sich hin, und ungeschlüssig, während über sich selber, begann er langsam wieder: der Schloßherrscher zuzuschauen.

Aus dem inneren Schloßhof kam der Corporal mit der Ablösung. Der Posten sprach leise mit ihm wenige Worte. Er schritt marschierend der Corporal mit zwei Mann der Brücke zu.

Weitel hörte die taktmäßigen Schritte hinter sich und drehte sich um. Aber ehe er noch auf den Gedanken gekommen war, daß diese Bewegung ihm gelten könnte, war auch schon einer der Grenadiere unvermutet vorgedrungen und hatte ihn ungsanft an der Schulter gepackt.

„Was hat der Kerl hier immer um das Schloß herumzuschleichen?“ schrie der Corporal ihn an.

Weitel duckte sich ängstlich. Mit gewandter Drehung schob er seine Schulter aus der Faust des Soldaten und wandte sich eilig zur Flucht.

Ein wohlgezierter Kolbenschlag des zweiten Grenadiers, der die rechte Hüfte traf, ließ den jungen Ephraim im nächsten Schritt zu Boden stürzen.

Augenblicklich war er beim Krachen gepackt, in die Höhe gerissen, und nun hielt er, seinen Schmerz verbeiend, ängstlich zwischen den Bajonetten der beiden Soldaten der Schloßwache zu. Der Corporal marschierte darauf, Gewehr im Arm.

Stitzend stolperte Weitel die steife Treppe hinunter, die nach der Wachtube führte.

„Da! Stell' Dich in die Ecke, Du Hund!“ schaukte ihn der Corporal an.

Weitel folgte seiner deutenden Handbewegung und drückte sich dicht in die Mauerecke. So stand er, mit der Hand die schmerzende Hüfte reibend, und betrachtete von weitem mit scheuem Blick die französischen Soldaten.

Die hatten sich nicht weiter um ihn gekümmert. Ein Aufblicken, eine kurze Frage, dann waren sie zu ihrer Beschäftigung zurückgekehrt.

Einige lagen faul auf der hölzernen Wirtische herum, ein paar andere spielten an den kleinen wackeligen Tischchen beim unsicheren Schein eines Unschlittlichtes mit schmerzigen Karten. Die meisten saßen auf zwei Bänken um den größeren Tisch herum und tranken von dem billigen Wein, den die Kommandantur zur Feier des Einzuges hatte bereitstellen lassen.

Weitel lauschte ängstlich den fremden Tönen, die zu ihm herüberklangen, und fuhr jedesmal schreckhaft zusammen, wenn eine Faust schmetternd auf den Tisch fiel, oder wenn ein besonders kräftiger Fluch sein Ohr erreichte.

Der Corporal war in die Nebenstube getreten zu dem wachhabenden Offizier. Nun öffnete er die niedrige Thür und wählte Weitel einzutreten.

Der Offizier sah auf einem hölzernen Stuhl an dem kleinen Tisch, auf dem aufgeschlagen die „Neue Heloise“ lag. Seitwärts stand eine Flasche Wein und ein Teller mit Brot und saltem Fleisch.

Er hatte sich von seinem Stuhl herumgedreht, die langen Beine in schwarzen Sammeten weit von sich gestreckt, und schaute die flachen Hände auf die Oberstühle, indem er Weitel aufmerksam ansah.

„Ist einer von den Leuten draußen, der deutsch versteht?“ fragte er dann den Corporal.

„Da ist der Elfässer Kapfer, mein Lieutenant, der wird ihn vielleicht verstehen.“

„Gut, hol' ihn herein.“

Kapfer, ein großer Mann mit rundem, freundlichem Gesicht, trat ein.

„Frag' mal den Kerl, was er vor dem Schloß gewollt hat,“ befahl der Offizier.

Es zeigte sich, daß die Vernehmung zwischen dem Soldaten und dem jungen Ephraim nicht gerade leicht war.

Kapfer sprach unverfälschten elsässer Dialekt und Weitel den mit herbräuslichen Worten durchsetzten Jargon.

Endlich, nach vielem Hin- und Herreden, gelang es, sich einigermaßen zu verstehen, besonders da Weitel, der sich inzwischen seinen Plan gemacht hatte, auf alle Fragen immer die eine Antwort gab: er müsse in einer wichtigen Sache den Herrn General sprechen.

„Welchen General?“

„Den Herrn General.“

Der Offizier zuckte ungeduldig die Achseln.

„Ob er seine dumme Geschichte nicht auch mir erzählen kann?“

„Ich muß den Herrn General sprechen.“

„Ich werde eine Meldung an die Kommandantur schreiben,“ sagte der Offizier zu dem Corporal. „Der Mensch bleibt vorläufig arretiert.“

Damit setzte er sich umständlich an seinem Tisch zurecht und begann sehr langsam, in großen, ungelenten Schriftzügen seine Meldung zu verfassen.

Weitel wurde in ein frohstimmiges, enges Lokal neben der Wachtube gebracht und dort eingeschlossen. Er hatte Zeit auszuenden, was er dem General sagen wollte.

Die im königlichen Schloß im Vorzimmer des Kaisers versammelten Offiziere verneigten sich ehrerbietig, als Napoleon auf der Schwelle seiner Privatgemächer erschien.

Der Kaiser war sichtlich in der rothfarbenen Laune. Eine Strähne seines Haars hing ihm nachlässig auf die Stirn, die rechte Hand hatte er in die Tasche seiner weiten Beinkleider versenkt und so stand er in der Thür und pfiff ein Marsch, während er die Reihe seiner Adjutanten rasch mit dem Blick überflog.

„Nun, mein Vetter,“ wendete er sich endlich an Berthier, „was ist Ihrer Bedenkslichkeit schon wieder so dringend? Sie sollten doch wissen, daß für den Kaiser nichts eilig ist.“

„Sire,“ sagte Berthier, „ich habe gewagt, Euer Majestät um Gehör zu bitten, weil allerdings eine Nachricht von ungeheurer Tragweite...“

Der Kaiser lachte belustigt und fixierte seinen Chef des Generalstabes, indem er zu den anderen sagte:

„Da hören Sie ihn — „don ungeheurer Tragweite“ — und dann ist's ein Melktransport, den Lafalles' Husaren irgendwo aufgegriffen haben.“

Berthier hob steif den Kopf. „Allerdings,“ sagte er frostig, „ist diese Meldung von General Lafalle aechtsichtig, sie besagt aber etwas anderes.“

Der Fürst Hohenlohe steht nicht, wie wir glauben, bei Magdeburg; er marschirt auf Stettin.“

Ein Augenblick starrte der Kaiser den Major-General wie ungläubig an, dann trat er rasch auf ihn zu und entriß ihm hastig das Papier, das Berthier noch immer in der Hand hielt.

Im Nu war jede Spur von Heiterkeit aus seinem Gesicht verschwunden. Schnell überflog er die ersten Zeilen, dann hielt er inne und stieß einen scharfen, zischenen Ton zwischen den geschlossenen Zähnen hervor. Mit wachsender Spannung las er weiter, die Augenbrauen zusammengezogen, die schmalen, blutlosen Lippen fest aufeinander gepreßt, in steigender Erregung wandte er das Blatt um, das Papier in seinen Händen begann leise zu zittern und wie er zu Ende war, da hob er den Kopf mit dem Ausdruck satanischer Hohnes, eines wahrhaft teuflischen Triumphes.

Mit einem Mal schleuderte er das Papier zu Boden, im nächsten Augenblick hatte er die Thür zu den Arbeitsräumen aufgerissen und stand in dem großen Zimmer, in dem sechs Geheim-schreiber, seiner Befehle gewärtig, stets bereit waren.

„Schreibt!“ herrschte er den erschrockenen Leuten zu. „An den Großherzog von Berg. — An den Marschall Soult.“

— An den Marschall Prinz von Ponte Corvo. — An den Marschall Lannes.“

Und nun bittirte der Kaiser, mit ungläubiger Schnelligkeit sprechend, und mit heftigen Schritten auf und abgehend, jene ewig deutwürdigen Befehle, die die Wiederaufnahme der Verfolgung Hohenlohe's anordneten, und deren Vollzug zu der Kapitulation von Prenzlau führte.

Napoleon diktierte diese Befehle nicht noch einander, sondern alle gleichzeitig, indem er jedem Schreiber den für ihn bestimmten Befehl scharf und kurz aufschrieb und dann sofort zum nächsten wandte, um den in feierhafter Hast arbeitenden Leuten die unumgängliche Zeit zum Schreiben zu lassen.

Und diese ungeheure Geistesarbeit leistete er, ohne sich ein einziges Mal zu irren. Mit unfehlbarer Sicherheit setzte er die Kavallerie-Divisionen an wie man die Meute auf die Fährte des edlen Wildes setzt. Und wie setzte er sie an! Wie wachte er durch Lob, durch Tadel, durch Anruf des Ehrgeizes, der Eitelkeit, der Begehrlichkeit, jeden einzelnen zum Außersten zu treiben. Jedes Wort war wie ein Peitschenschlag für ein zum Rennen trainirtes Pferd. Er zeigte ihnen die Kolonne des Fürsten Hohenlohe, auf ihrem mühseligen Marsch, müthlos verjagt, ohne Lebensmittel, ohne Munition; er erinnerte an alle bisherigen Mühen und Entbehrungen; und nun hegte er sie auf so totem Wettlauf nach dem Siegespreis. Ihr seht müde, ihr seid hungrig, ihr habt Anspruch auf Ruhe, Lohn und Beute. Wohlan! Dort ist alles, was ihr braucht! Rast an! Werft diese letzten, wehthorsten Trümmer eines verstreuten Heeres zu Boden! Und wer den größten Antheil hat an der Vernichtung des Corps Hohenlohe der soll der Erste sein, wenn es gilt den Siegespreis zu theilen!

Und als man ihm die Schreiben zur Unterschrift vorlegte, da war es noch nicht genug, da schrieb er mit grohen, hastigen Zügen selbst auf das Blatt: „Seid thätig, thätig, und schnell!“

Nachdem er dann mit fester Hand den Namen Napoleon unter jedes Schreiben gesetzt hatte, trat er wieder in das Vorzimmer, wo die Adjutanten zurückgeblieben waren. Nur der Chef des Generalstabes Berthier und der dienstthuende Flügeladjutant General Mouton waren ihm nach den Arbeitsräumen gefolgt.

Berthier trat auf den Kaiser zu. „Sire,“ sagte er, „darf ich es wagen, im Namen aller dieser Herren Euer Majestät unsern allerunterthänigsten Glückwunsch auszusprechen zu dieser neuen Wendung der Dinge die diesem glorreichen Feldzuge ein Ende ohne Gleichen geben wird?“

Napoleon sah ihn eine Weile an ohne zu antworten. Dann lachte er kurz und bitter auf.

„Was nützt mir denn das alles?“ rief er schneidend. „Die Welt ist bereits übersättigt von meinen Erfolgen. Auch an das Höchste, an das Ungeheuerliche lernen diese gemeinen Seelen sich so schnell gewöhnen. Ja, als ich meinen Weg begann, da war ich ihr Abgott, da war mein Name auf allen Lippen, in allen Herzen. Und heute? Was wissen sie in Paris viel von Jena? Und wenn ich hingehen werde, um den weissen Farn von meinem Thron zu stoßen, wenn ich im Kreml herrschen werde und von dort aus einer barbarischen Welt neue Gesetze diktiere — ihr, daß das grohen Eindruck machen wird auf meine Franzosen? Und wenn ich die ganze Welt eroberte, ich bleibe ihnen doch immer der Mann von Marenngo.“

„Sire,“ erwiderte Berthier, „der Feldzug, den Euer Majestät jetzt führen, muß und wird einen ungeheuren Eindruck machen. Wo in der ganzen Geschichte des Krieges ist es erhört, daß eine Armee, die als die erste ihrer Zeit die als unüberwindlich gilt, in einer einzigen Schlacht zertrümmert wird; daß eine einzige Schlacht einen grohen, mächtigen Staat wehrlos zu den Füßen des Siegers legt? Das ist wahrlich noch mehr als jenes berühmte cäsarische: Veni, vici, vici.“

Napoleon winkte ungeduldig mit der Hand. So empfänglich er war für Huldbigungen, so kannte er doch die stereotypen Lobesfänge seines Major-General lange genug, um sie langweilig zu finden.

„Wissen Sie denn auch,“ wendete er sich an Savary, „auf welche Weise die Kunde von dem Abmarsch Hohenlohe's zu unserer Kenntniss gekommen ist? — Die Husaren Lafalles's haben ein Mädchen aufgegriffen, und dieses Mädchen hat in ihrer Angst erzählt — wohl in der Hoffnung, man würde sie dafür laufen lassen — sie habe gestern von 10 Uhr Morgens bis zum frühen Abend preussische Truppen durch Brandenburg marschieren sehen, Infanterie und Kavallerie, auch Kanonen. Und dieses dumme Frauenzimmer müssen meine Husaren gerade fassen!“

Der Kaiser lachte. „Wenn das nicht Glück ist, dann weiß ich nicht.“

„Allerdings ist viel Glück dabei,“ erwiderte Savary, „wer aber versteht das Glück auch so zu nützen, wie Euer Majestät? In dem flüchtigen Augenblick, da die lächelnde, unbeständige Göttin vorüberstarrt, hat Euer Majestät eiserne Faust sie auch gefaßt und an sich gezogen; und befiest, gefesselt schüttete sie ihre Gaben aus in ungemessener Fülle.“

„Sie verstehen treffend und anschaulich zu sprechen, mein lieber Savary,“ sagte der Kaiser gnädig.

Nün gemacht durch dieses Lob wagte der Adjutant zu sagen: „Ist es zu vermessen, an Euer Majestät die Frage zu richten, was Sie thun werden, wenn die Armee-Abtheilung Hohenlohe nicht mehr existirt?“

Des Kaisers eben noch freundliches Gesicht nahm den Ausdruck harter, abweisender Kälte an.

„Ich werde thun, was mein Genus mir sagen wird. Eines nur mögt ihr Alle mit glauben: demüthigen werde ich dieses Preußen, wie noch nie ein Land gedemüthigt worden ist. Herunterrecken will ich es von der eillen Höhe, die es mit unerträglichem Hochmuth sich

angemaßt hat. Herkommen soll er zu mir, der stolze König, und um seine Krone betteln, denn sie ist in meiner Hand. Und die schöne Königin, die Armida dieses Krieges, sie soll ihren theuren Freund, den Kaiser Alexander verlassen, um zu mir zu eilen, um mich um Gnade zu bitten. Um Gnade! Sie wird umsonst bitten, mich rühren ihre Reize nicht.“

Der ganze grimme, wüthende Haß des gekrönten Bleiebers gegen das alte Königshaus loderte aus seinen glimmernden Augen mit erschreckender Rohheit. Er schien seine Umgebung völlig vergessen zu haben, starr sah er in's Leere, und die schmägenden, höhnlichen Worte kamen sich überzürzend von seinen zuckenden Lippen. Es war, als wenn er, von seinen eigenen Worten bezaubert und fortgerissen, seinen wilden Haß bis zum Wahnsinn aufschüttelte.

„Nieder sollen sie,“ rief er mit heiserer, versagender Stimme, „nieder in den Staub zu meinen Füßen, ohne Erbarmen. Ich will sie schlagen, treten bis in's Herz, treten will ich sie, ich will...“

Er brach plötzlich ab. Die Pupillen erweiterten sich unnatürlich mit feierhaftem Glanz, die gehobene Hand blieb wie gelähmt in der Luft stehen, die ganze Gestalt schien von trampfhafter Starre gepackt. Nur ein leises Rütteln lief durch die Glieder vom Kopf bis zu den Füßen.

Es war ein ängstlicher, unheimlicher Augenblick. Noch kurzer Zeit löste sich die Spannung, die Hand sank herab, die Pupillen zogen sich auf ihre natürliche Ausdehnung zusammen.

„Hat uns der Großmarschall des Palais die Geladenen schon gemeldet?“ fragte er mit gleichgültiger Stimme, als ob nichts vorgefallen sei.

General Duroi trat mit tiefer Vereinerung vor.

„Die Geladenen sind der Befehle Euer Majestät gewärtig.“

„Hut und Degen,“ sagte der Kaiser kurz, dann trat er durch eine Reihe von Zimmern in den Kreis seiner Gäste, ganz Hund und Gnade, und von der bezaubernden Anmuth des Wesens, der später selbst der gefangene General Blücher nicht widersehen konnte.

So sah er plaudernd und scherzend bei Tisch, und inbessenen jagten auf der Landstraße die Couriers, die den Marschällen die Befehle zur Verfolgung Hohenlohe's überbrachten.

Leo Hersfeld sah den General Hulín bei Tisch gegenüber. „Man sollte gar nicht glauben,“ sagte der General zu ihm herüber, „indem er den Saft einer Citrone auf eine goldbraune Seesunge träufelte, man sollte gar nicht glauben, welchen ungeheuren Umfang die von der Königin von Preußen angezettelte Verschwörung hat. Ich sage Ihnen nicht zu viel, lieber Graf, wenn ich Sie versichere, daß seit heute Morgen dreiundzwanzig — ja dreizehnzwanzig — junge Leute festgenommen worden sind, deren Zugehörigkeit zu dem sogenannten Tugendbund mir ohne jeden Zweifel ist.“

Hersfeld rühte die grohe, blumengefüllte Silberkelle etwas zur Seite, um dem General bequemer antworten zu können.

„Welchen Ständen gehören denn diese Leute hauptsächlich an?“

„Meist Studente. Wunderliches Volk. Phantastisch aufgeregte. In Paris würde man sie nicht für Studenten halten, sondern wahrscheinlich für Gaukler oder Kunsttreiter.“

Der Flügeladjutant lächelte.

„Ich habe vor Jahren in Heidelberg auch dieses Gauklerstümmel getragen.“

„Nun aber die Andern. Glauben Sie, mein General, daß auch politische Agenten von Profession darunter sind?“

Der General unterbrach seine eifrige Beschäftigung mit der Seesunge, legte die schwere silberne Gabel auf den Teller und bog sich weit über den Tisch vor, indem er eifrig ausrief:

„Aber ohne Zweifel, lieber Graf, ohne jeden Zweifel! Und unter jeder Masse. Selbst unter der von Offizieren der königlichen Armee.“

Leo Hersfeld fühlte, wie eine heiße Röthe ihm in's Gesicht stieg. Rasch leerte er sein Champagnerglas und wählte dem Lafalins hinter seinem Stuhl, es wieder zu füllen.

„Ich komme da jetzt in eine wunderliche Lage,“ sagte er, schnell und etwas undeutlich sprechend, während er das gefüllte Champagnerglas gegen das Kerzenlicht hielt. „Nach dem, was Sie, mein General, mir eben sagten, fühle ich mich dienlich verpflichtet, Ihnen eine Mittheilung zu machen, die mir aus persönlichen Gründen sehr dienlich ist.“

Hulín war einigermaßen gespannt auf das, was da kommen sollte. Private Neugier lag ihm völlig fern. Allein er war als Kommandant verantwortlich für den gesammten Sicherheitsdienst, und so interessirte ihn Hersfeld's Anbeutung im höchsten Grade. Ohne daß ein Zug seines mageren, gelblichen Gesichtes sich veränderte, warf er unter den halb gefesteten Lidern hervor einen schnellen Blick auf den jungen Offizier. Es war nicht schwer, zu sehen, daß der Adjutant noch ungeschlüssig war und mit sich kämpfte. Der General erinnerte sich der Ermahnung, die vor wenigen Tagen sein Freund Talleyrand einem jungen Diplomaten gegeben hatte, der in besonderer Mission nach Petersburg ging: „Nicht zu viel Eifer!“

Hulín ignorirte nach diesem Rezept die Anspielung Hersfeld's völlig.

„Ich empfehle Ihnen die jungen Perlhühner,“ sagte er nachlässig über den Tisch herüber. „Ein Geflügel, das im Allgemeinen noch viel zu wenig gekostet wird. Und lassen Sie sich doch von dem prächtigen alten Romane geben. Sie bleiben lieber beim Champagner? Wie Sie wollen.“

Hersfeld war in peinlichster Verlegenheit. Er hatte gedacht, seine gemeine Denunziation (denn das es das war und weiter nichts, fühlte er in tiefer Seele) so beiläufig, geschweheweise, fallen zu lassen. Nun hatte er doch wieder geögert, und darüber war ihm der flüchtige Moment entgangen.

In seiner leidenschaftlichen Art starrte er finster brütend vor sich hin und biß sich mit den glänzenden weissen Zähnen auf die Unterlippe.

Hulín hatte sich an seinen Nachbar zur Rechten gewendet und besprach mit ihm das Hofprogramm der nächsten Tage. Ohne scheinbar hinzusehen, bemerkte er, daß der Flügeladjutant mehr und schneller trank als gewöhnlich.

Das summende Geräusch an der Tafel verstummte plötzlich. Der Kaiser hatte sich erhoben. Mit kurzer Vereinerung verabschiedete er sich von seinen Gästen und zog sich, gefolgt von den Herren des persönlichen Dienstes, in seine Privatgemächer zurück.

Der Kommandant trat auf Leo Hersfeld zu. „Sie wollten mir vorhin eine Mittheilung machen, die Sie vielleicht unter vier Augen erledigen, als an offener Tafel.“

„Ich erinnere mich nicht, diese Absicht gehabt zu haben,“ sagte Hersfeld in steifer Haltung. „Es war wohl ein flüchtiger Gedanke, aber ich habe mich jetzt anders besonnen.“

Leo Hersfeld war keine gewöhnliche Natur. Ein ungeheures Kraftgefühl und leidenschaftlich erregte Sinne, beide auf Abwege geführt durch einen ungezügeltel Lebensgenuss, konnten ihn zu Handlungen fortreiben, deren er sich, wenn das Fieber vergangen war, schämte. Aber eine Niedrigkeit planmäßig in's Werk zu setzen — das konnte er wohl denken; auszuführen vermochte er's nicht.

Der Kommandant hütelte sich, in den jungen Mann zu dringen, dessen starren Kopf er fannte.

„Ich will mich in Ihre Geheimnisse nicht mischen,“ sagte er lächelnd. „Im Uebrigen,“ fügte er erster hinzu, „müssen Sie selbst am besten wissen, was Sie dem Dienst des Kaisers sind.“

Damit wendete sich der General kurz ab und wählte den Festsaal. Er begab sich hinüber nach seinen Diensträumen, die nach der breiten Straße hinaus gelegt waren.

Der Adjutant hatte trotz der späten Stunde noch eine ganze Reihe von Unterschriften.

Da ist auch diese Meldung von der Schloßwache heraufgekommen,“ sagte er zum Schluß. „Ich bin auf Grund dieser Meldung selbst nach der Wache hinunter gegangen, aber der Mensch bleibt hartnäckig dabei, daß er den Herrn General sprechen müsse. Wahrscheinlich doch meint er den Kommandanten.“

„So lassen Sie den Menschen herbringen,“ sagte Hulín. Er knöpfte die Rabatten und die Uniformweste auf und legte sich seufzend in die Ecke des mit perlgrauer Seide bezogenen Sofas.

„Ein Vergnügen ist es auch nicht, den Kommandanten von Berlin zu spielen.“

Weitel Ephraim erschien. Mit scheuem Blick aus der Ecke des Auges hervorblinzelnd, blieb er an der Thür stehen. Der dienstthuende Dolmetscher der Kommandantur, den der Adjutant herbeigeholt hatte, übernahm das Verhör.

„Was wollen Sie vom Herrn General?“

„Ich kann nicht reden, als bis mir ist geschworen ein heiliger Eid, daß ich werde losgelassen, sowie ich gesagt hab' alles, und daß mir werden bezahlt wenigstens zehn Reichsthaler.“

„Na, zu theuer ist der Mann nicht,“ meinte der General lachend zu seinem Adjutanten, als ihm Weitel's Antwort überflog war. „Seine Nachricht wird wohl danach sein. Geben Sie dem Kerl die verlangte Summe und sagen Sie ihm, daß er selbstverständlich so lange in Haft bleibt, bis sich herausgestellt hat, daß seine Mittheilung richtig ist.“

Weitel erschrak über diesen Befcheid. „Da will ich lieber behalten die Sache hier,“ sagte er zögernd.

„Nein, mein lieber Freund, so ist das nicht. Jetzt heraus mit der Geschichte, sonst hat man ganz hübsche kleine Mittel, Dir die Zunge zu lösen. Und läßt Du, dann hat Deine letzte Stunde geschlagen.“

Weitel fuhr zusammen über den hartnäckigen, barschen Ton dieser Antwort und über ihren vielsagenden Inhalt. Spulhafte Vorstellungen von allerlei Folterinstrumenten trugten sich in seinem Gehirn.

Aber mit der ganzen Züchtigkeit seiner Rasse versuchte er doch noch zu handeln.

„Wenn Sie mir geben zwanzig Thaler, will ich meinethalben bleiben auf der Wache bis morgen früh.“

„Nun kurzen Prozeß mit dem Kerl, Entweder er speert das Maul auf, oder ich führt ihn wieder hinunter nach der Wache. Dort kann er einweisen mal

fünfund aufgezählt kriegen. Vielleicht macht ihn das rebellig.“

So bedrängt, entschloß sich Weitel Ephraim, doch lieber seine Angaben autoislich zu machen. Der Adjutant nahm seine Aussage zu Protokoll.

„Heut Abend noch verhaften!“ sagte er in fragendem Ton zum Kommandanten.

„Selbstverständlich. Sofort. Ist ja möglich, daß weiter nichts dahinter ist. Aber sicher ist sicher.“

Sofort ergingen die entsprechenden Befehle an die Schloßwache. Weitel sollte das Kommando nach dem Wagensfeld'schen Hause führen.

Gerade gegen diese Zubuthung aber sträubte sich der junge Ephraim auf's Heuerste. Er hatte eine großflüchtige Angst davor, daß sein hundsföttiger Streich herauskommen würde, wenn er die Franzosen begleitete.

Mit zehn Thalern in der Tasche, aber in nichts weniger als verängstigter Stimmung zog er vor dem Soldaten her, über den Opernhausplatz nach der Beltronsstraße.

Voll Spannung hatte Gebhard Wagensfeld erwartet, welche Nachricht Koepte vom alten Ephraim bringen würde.

Freudbestrahlend kam der Reittreter zurück.

„Er wird zwei Pferde schaffen,“ sagte er, „und er wird selbst herkommen und Euer Gnade Hersfeld sagen, wo die Pferde stehen sollen. Bis um zehn spätestens will er hier sein.“

Anjämischen war der Abend bereits herangekommen, Gebhard, dem bei seinen vielfachen Sorgen und Bemühungen die Stunden im Fluge enteilten waren, war überrascht, zu bemerken, daß die Dunkelheit bereits heringebrochen war. Es wollte ihm scheinen, als ob die Sonne schneller als sonst und gern von dem Tage Abschied genommen habe, der den Freund einziehen sah in die Mauern von Berlin.

Um so langamer aber schlichen jetzt die dunklen Stunden dahin, da er sich in Gebuld fassen mußte und der Nachricht harren, die Ascher Ephraim bringen würde.

Endlich, endlich hatte die neunte Stunde ausgeschlagen. Von innerer Unruhe getrieben, verließ Gebhard Wagensfeld sein Zimmer, um nachzugehen, ob Ascher Ephraim noch immer nicht gekommen sei. Im unteren Korridor begegnete er dem Adjutanten des Kaisers, der soeben von dem Galabier zurückkam.

Gebhard wollte mit förmlichem Gruß vorübergehen, aber Leo Hersfeld hielt ihn mit einer Anebe fest.

Obgleich Wagensfeld gar nicht ahnen konnte, welchen schmächtlichen Anschlag gegen ihn der Adjutant im Schilde führte, so trieb den jungen Grafen doch ein inneres Schuldgefühl, einige freundliche Worte an Gebhard zu richten.

„Guten Abend, Herr Rittmeister,“ sagte er. „Sie haben, wie ich sehe, die Uniform ausbezogen. Wenn das geschehen ist aus Besorgniß vor Ihrer Gefangennahme, dann hätten Sie sich die Mühe sparen können. Denn der Krieg ist aus und am Schluß des Krieges werden die Gefangenen doch alle ausgewechselt.“

Gebhard Wagensfeld starrte den Adjutanten an.

„Der Krieg ist aus?“ wiederholte er mechanisch.

Es war erschütternd, daß Hersfeld einigeges getrunken hatte, aber er war in vollkommen guter Haltung und wählte offenbar ganz genau, was er sprach.

„Mindestens ist er in ein paar Tagen zu Ende,“ fuhr der Graf fort. „Geben Sie, der Hohenlohe, der alle frucht, dachte uns durchzusetzen. Während wir ihn bei Magdeburg glaubten, marschirte er immer drauf los auf Stettin zu. Dann wollte er natürlich über die Oder und da hinten weit in Preußen eine neue Armee zusammenbringen. Daraus wird aber nichts. Wir haben erfahren, daß er geteilt durch Brandenburg marschirt ist, und jetzt Murat bereits unterwegs, um ihn aufzuhalten, bis die Infanterie heran sein kann.“

Gebhard stand wie betäubt. Er zweifelte nicht, daß Hersfeld in der Laune, in der er war, ihm Dinge offenbarte, die er mitzutheilen eigentlich keine Ursache hatte.

In diesem Augenblick erfüllte es ihn mit einem unbefriediglichen Gefühl von Erleichterung, von Erlösung, als er am anderen Ende des Korridors, von Hersfeld ungesehen, die Gestalt Ascher Ephraims die Einfahrt durchschreiten und nach dem Hof zu verschwinden sah.

Seine Bewegung verbergend, machte er sich mit einigen gleichgültigen höflichen Worten von dem Adjutanten frei und eilte selbst hinunter in den Hof.

„Hast Du die Pferde?“ fragte er den Alten.

„Ich hab' sie,“ antwortete Ephraim. „Komm mit,“ sagte Gebhard leise und führte ihn über eine Hintertreppe in sein Zimmer.

„Gott sei Dank,“ sagte Charlotte, als sie die Beiden eintreten sah. Dann fuhr sie mit einem zweiten Blick, daß neue, unerwartete Sorgen Gebhard's Gesicht verblüfferten und eine bange Frage richtete sie nach den Zügen des alten Mannes, der helfen sollte, und den sie heute zum ersten Male sah.

(Fortsetzung folgt.)

Bei einer Frau weiß man nie recht, ob eine Ohnmacht echter Schwindel ist.